
Maria Wirf Naro

Formen und Grade der Kulturspezifität. Im Dreieck von Wort, Text und Kultur

1. Einleitung

Hans J. Vermeer hat es griffig formuliert: Übersetzen ist „kultureller Transfer“:¹

„nicht die Transkodierung von Wörtern oder Sätzen aus einer Sprache in eine andere, sondern eine komplexe Handlung, in der jemand unter neuen funktionalen und kulturellen und sprachlichen Bedingungen in einer neuen Situation über einen Text (Ausgangssachverhalt) berichtet, indem er ihn auch formal möglichst nachahmt.“²

Dieser transkulturelle Transfer wird umschrieben als „die möglichste Lösung eines Phänomens aus seinen alten kulturellen Verknüpfungen und seine Einpflanzung in zielkulturelle Verknüpfungen“.³ Der ideale Übersetzer ist nicht nur zwei- oder mehrsprachig, sondern bi- oder multikulturell.⁴ Al-lenthalben ist das Desiderat der Kulturkompetenz anerkannt (Schwend nennt die frühen Beispiele von Luther und Tytler)⁵ – wenn auch in der Praxis der Ausbildung und Berufsausübung ungleich schwieriger zu erfüllen. Im Zuge der Globalisierung bleibt der multikulturelle Anspruch auch nicht auf professionelle Mittler wie die Übersetzer beschränkt. Lehrstühle für

1 H. J. Vermeer, „Übersetzen als kultureller Transfer“, in: *Übersetzungswissenschaft – eine Neuorientierung. Zur Integrierung von Theorie und Praxis*, hrsg. von M. Snell-Hornby, Tübingen 1986, S. 30.

2 Ebenda, S. 33.

3 Ebenda, S. 34.

4 Vgl. H. Hönl/P. Kußmaul, *Strategie der Übersetzung. Ein Lehr- und Arbeitsbuch*, Darmstadt 1982; K. Reiß/H. J. Vermeer, *Grundlegung einer allgemeinen Translations-theorie*, Tübingen 1984; H. W. Drescher (Hrsg.), *Transfer: Übersetzen – Dolmetschen – Interkulturalität. 50 Jahre Fachbereich Angewandte Sprach- und Kulturwissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Gernersheim*, Frankfurt a. M. 1997; J. Schwend, „Kultur, Kulturwissenschaft und Translation“, in: ebenda, S. 263-278.

5 J. Schwend (Anm. 4), S. 270f.

Kulturwissenschaft werden geschaffen,⁶ und wenn Jean Monnet im nachhinein bedauerte, den Prozeß der Europäischen Einigung mit einem wirtschaftlichen Zusammenschluß und nicht auf kultureller Basis eingeleitet zu haben, so hat inzwischen die Wirtschaft selbst ihren Bedarf an Kulturwissen zugunsten konkreter Interessen erkannt.

Gemeint ist damit nicht nur (nachschaßbares) 'Sachwissen' im Sinne einer 'Realienkunde', sondern eine „möglichst große Nähe [...] zur eingeschätzten kulturellen und aktuellen Situation der Zielrezipienten“,⁷ was z. B. auch Gewohnheiten und Mentalitäten einschließt.⁸ Kultur umfaßt alles, was nicht Natur ist, und dementsprechend vielfältig sind die Probleme, vor die Kulturspezifität den Übersetzer stellt. Auf viele ihrer Erscheinungsformen ist bereits hingewiesen worden: unabdingbares Wissen um 'Fakten' oder Gegebenheiten der außersprachlichen Lebensrealität, die eine sprachliche Gemeinschaft mehr oder weniger durchgängig teilt und für die einer anderen möglicherweise die adäquaten Benennungen fehlen (*Heimat, Laube, Gemütlichkeit, Brathendl* etc.); Toponyme, Anthroponyme etc., die dem einen Publikum vertraut, einem anderen dagegen 'unbeschriebene geistige Blätter' sind; Anspielungen und Zitate, die für den Rezipienten der Übersetzung nicht identifizierbar sind. Ein Phänomen, das weniger von der Außenwelt als von der durch die Sprache geleisteten Strukturierung dieser Welt abhängig ist, ist die mitunter nur partielle Deckung zwischen Übersetzungsäquivalenten.

In bezug auf den Text kann Kulturspezifität auch liegen in der Verteilung von dem, was sprachlich, was nichtsprachlich (etwa gestisch) oder was überhaupt nicht ausgedrückt wird;⁹ kulturspezifische Unterschiede können sich ergeben in den Erwartungen, die der Rezipient aufgrund vorausgegangener Leseerfahrungen an eine bestimmte Textsorte, an die Textdynamik oder an die Gewichtung von Autor- und Leserpräsenz heranträgt.¹⁰ Bei einem Genre mit deutlich ausgeprägten Standardisierungen – Versicherungstexte, Verkehrsordnungen, Wetterberichte, Märchen – wird die Suche nach Paralleltexten häufig gestatten, die in der Zielkultur gültigen Konventionen in der Übersetzung zu respektieren. In der literarischen Übersetzung wird dies schwerer halten, so daß die Übersetzerpersönlichkeit ein entsprechend größeres Gewicht erlangt.¹¹ Sie wiegt hier sozusagen doppelt: der Übersetzer gibt seine bevorzugte Lektüre in den von ihm bevorzugten

6 Ebenda S. 267ff.

7 H. J. Vermeer (Anm. 1), S. 37.

8 J. Schwend (Anm. 4), S. 268; P. Klaus, *Kultur und Kulturwissenschaft*, Tübingen 1995.

9 H. J. Vermeer (Anm. 1), S. 44.

10 R. Resch, „Ein kohärentes Translat – was ist das? Die Kulturspezifität der Texterwartungen“, in: *Translation as intercultural communication: selected papers from the EST Congress, Prague 1995*, hrsg. von M. Snell-Hornby/Z. Jettmarová/K. Kaindl, Amsterdam u.a. 1995, S. 275.

11 H. J. Vermeer (Anm. 1), S. 35.

Worten wieder. Von Worten und Wörtern und der ihnen inhärenten kulturspezifischen 'Ladung' und deren Auswirkung auf das Autor-Leser-Verhältnis soll im folgenden die Rede sein.

Als Beispiele herangezogen seien einige Kostproben der Belletristik (mit ihren französischen Übersetzungen), die sich bewußt außerhalb oder jenseits von Konventionen stellen, die nur vagen Textsortenumschreibungen wie 'Kurzform' oder 'Gedicht' zuzuordnen sind und die *in puncto* Informationsverteilung eigenwillige Wege gehen. Ihren Lesern weisen sie so auch ganz eigene Rollen zu, die die jeweiligen Übersetzungen ihrerseits den Zieltextlesern anbieten und schmackhaft machen müssen.¹² Nun dürfte die Bereitschaft, eine Rolle anzunehmen, beim Literaturleser in der Regel außer Frage stehen. Von 'Profis' wie Schülern, Philologiestudenten oder Literaturkritikern abgesehen, bringt sich der durchschnittliche Rezipient freiwillig in seine Rezeptionssituation. Er ist aufnahmebereit, ja aufnahmebegierig: er geht davon aus, daß der Autor eine für ihn potentiell bedeutsame Nachricht bereithält. Ohne genaue Vor-Vorstellung von seiner Rolle ist er sozusagen umfassend sensibilisiert und als Literaturkonsument darauf programmiert, eine Botschaft von Wert aufzuspüren.

2. Fremde und Verfremdung

Eine Botschaft zu vermitteln, durch Inhalt und/oder Form ihrer Aussage, ist umgekehrt der gemeinsame Nenner aller Literatenintentionen. Von einer 'Botschaft' aber, einer schreibens- und lesenswerten Mitteilung, kann nur die Rede sein, wenn diese auf der einen oder anderen Ebene etwas Neues enthält, und Neuheit heißt Fremdheit. Schreiben erläutert Wellershoff als den „Versuch, der Welt die konventionelle Bekanntheit zu nehmen und etwas von ihrer ursprünglichen Fremdheit und Dichte zurückzugewinnen, anstatt von ihr zu entlasten“.¹³ Es kann dem Leser, vor dem Hintergrund seiner vertrauten Welt, etwas wirklich Fremdes vorgestellt oder es kann die ihm bekannte Welt verfremdet werden. In verschiedenen Nuancen existieren grundsätzlich nur diese beiden Möglichkeiten. Auch von kommerziellen Interessen abgesehen befindet sich das Buch, zu seiner Rechtfertigung als Kommunikationsangebot, im selben Spannungsverhältnis zwischen Familiarität und Exotik wie jedwedes andere Produkt:

„Waren müssen vertrauenerweckend sein (und insofern im Geleise des Vertrauten, des Alten liegen), sie müssen aber auch neu und anders sein, und eine Spielart der Rekrutierung von Neuheit ist der Ausgriff auf Fremde.“¹⁴

12 R. Resch (Anm. 10), S. 279.

13 D. Wellershoff, „Wiederherstellung der Fremdheit“, in: ders., *Wahrnehmung und Phantasie. Essays zur Literatur*, Köln 1987, S. 57.

14 H. Bausinger, „Das Bild der Fremde in der Alltagskultur“, in: *Universitas*, 43 (1988), 2, H. 9, S. 950.

Der Leser öffnet das (gewählte) Buch also schon mit der Bereitschaft, mehr noch: mit der Absicht, den Kontakt mit der Fremde bzw. mit Fremdem zu erfahren, selbst wenn er den Namen des Autors, die Entstehungssituation des Werks etc. nicht (bewußt) wahrgenommen hat. Oft wird im Werk Fremdheit in der einen oder anderen Form thematisiert. In *Tonio Kröger* beispielsweise steht dieses Thema im Mittelpunkt und wird vielfach variiert: das Fremdheitsgefühl des Tonio, der sich in seiner Heimat und unter Freunden fremd fühlt und sich auch seiner selbst in den verschiedenen Phasen seines Ichs fremd wird; die Fremdheit der Mutter, die 'von ganz unten auf der Landkarte kommt'; die Fremdheit eines Akzents; die gesuchte Exotik und Manieriertheit fremdsprachlicher Einsprengsel; die Bodenständigkeit von Namen wie Hans Hansen, die kontrastiert mit albernem Kombinationen aus Fremdem und Einheimischem wie Tonio Kröger etc.¹⁵

All dies sind, in schwankender Distribution, je nachdem, welche inner-textliche Gestalt und welcher Rezipient als 'Orientierungspunkt der Normalität' angenommen wird, Manifestationen des Bekannten oder Fremden. Ein Süddeutscher oder deutscher Nicht-Norddeutscher mag dabei ähnliche Fremdheitsgefühle entwickeln wie der Leser einer französischen Übersetzung. Der Translator sieht sich mit einer Reihe konkreter, punktueller Übersetzungsprobleme konfrontiert – wie z. B. „Sderne“ und „sdehn“¹⁶ oder das Französisch des Ballettmeisters wiederzugeben¹⁷ – aber unabhängig von der Qualität seiner Übersetzung erleidet das globale Textziel, das zentrale Thema keinen Schaden: die Aussage, daß ein jeder irgendwo ein Fremder ist und sich überall als Fremder fühlen kann, bleibt dank der vielfachen Variationen erhalten, und wenn der Rezipient Verfremdetes oder Fremdes als bekannt, 'Angeheimeltes' als fremd empfindet, vollzieht er auf seine Weise die Erfahrung, die der Text darstellen und anregen will.

Ansichten eines Clowns sind die Blicke eines Außenseiters auf 'seine Gesellschaft', eine Gesellschaft, die ihn befremdet und auf die er befremdlich wirkt.¹⁸ In diesem Sittengemälde der Nachkriegs-Adenauer-Zeit können zum Beispiel Namen gleichermaßen übersetzt,¹⁹ beibehalten und in einer Fußnote glossiert²⁰ oder ohne Erklärung beibehalten werden:²¹ der

15 T. Mann, *Tonio Kröger*, in: ders., *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden*, Frankfurt a. M. 1990, Bd. 8, S. 318; 320; 283ff.; 279f.

16 Ebenda, S. 320.

17 Ebenda, S. 282ff.

18 H. Böll, *Ansichten eines Clowns*, in: ders., *Werke*. Bd. 3: *Romane und Erzählungen, 1961–1971*, Köln 1987, S. 77–311.

19 Vgl. „l'Union des Ecrivains du Reich“, H. Böll, *La grimace*, traduit de l'allemand par S. et G. de Lalène, Paris 1997, S. 39.

20 Vgl. „CDU“, „Siebengebirge“, „Rübezahl“, „groschen“, H. Böll (Anm. 19), S. 92, 29, 30, 62.

21 Vgl. „Jungvolk“, H. Böll (Anm. 19), S. 39, während an gleicher Stelle „BND“ erläutert ist.

räumliche und zeitliche Rahmen ist so präzise, daß auch Nicht-Bonner und Leser, die nicht ganz zeitgenössisch sind, im Vergleich zu ihrem Lebensraum eine 'kulturelle Verschiebung' empfinden werden, die sich von der, die ein Leser anderer Muttersprache oder -kultur wahrnimmt, nur graduell oder in ihrer genauen Ausformung unterscheiden wird. Ein Vertreter spätgeborener Generationen mag dabei ebenso viel oder mehr über die Epoche erfahren als mancher frankophone Leser; mit dem Unterschied vielleicht, daß sich ersterer möglicherweise bewußt würde, daß es um Punkte 'seiner' nationalen Geschichte geht, die er eigentlich kennen müßte. Wo der Übersetzer keine Erläuterung gibt, bleiben vielleicht Punkte, die Recherchen benötigten, die aber leicht zu recherchieren sind und die durch die Darstellung bereits als für die im Roman dargestellte Kultur spezifisch ausgewiesen sind. Der Leser ist hier eingestimmt auf den 'Blick von außen' und vorbereitet auf Unverständnisgefühle, bei einer Hauptperson, die die Gesellschaft seziert und ihr ohne Verständnis gegenübersteht.

3. Kompensation durch den Text

Kulturspezifisches kann Teil eines allgemeinen Kulturthemas sein und verloren gehen, wenn der Text zu gut verständlich bleibt, um eine Glosse zu rechtfertigen. Wenn Mutter Courage und der Koch singen

„Der heilige Martin, wie ihr wißt
Ertrug nicht fremde Not.
Er sah im Schnee ein armen Mann
Und er bot seinen halben Mantel ihm an
Da from sie alle beid zu Tod.“²²

dann geht dem französischen Leser wohl die volkstümliche Glorifizierung des Heiligen im Martinszug als Hintergrund ab; auch der Anklang an eines der Lieder von Sankt Martin in „Er sah im Schnee ein armen Mann“ dürfte für ihn verloren sein; und wo die Vertrautheit geringer, verflüchtigt sich auch die Verfremdetheit. Doch der restliche Text stützt das Verständnis auch dieser Passage: die Parallelen zwischen Martin und dem weisen Salomon, dem kühnen Cäsar, dem redlichen Sokrates, der Hinweis auf die Gemeinsamkeit dieses Erfahrungs- und Wissenserbes („Ihr wißt“, „Ihr wißt“, „Ihr kennt“, „wie ihr wißt“)²³ reihen Martin in die Riege der vertrautgefeierten historischen Gestalten ein: was an kulturellem Ambiente fehlt, wird zum Teil durch den Text wieder eingeholt. So hat der Text einerseits eine seiner Schichten verloren: einen unwägbaren 'Madeleine-Effekt' und den Nachklang der Liedmelodie. Andererseits stellt er kraft der von ihm kreierten textuellen Beziehungen und, dies sei hervorgehoben, in der Über-

22 B. Brecht, *Mutter Courage und ihre Kinder. Eine Chronik aus dem Dreißigjährigen Krieg*, in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 4, Frankfurt a. M. 1990, S. 1426.

23 Ebenda, S. 1425f.

setzung fast mehr noch als im Original, das vom anvisierten Leser/Zuschauer keinen oder zumindest nicht diesen Kulturtransfer verlangt, die transkulturelle Allgegenwart des Phänomens unter Beweis.

Um Vermeers Konzeption des Textes als Faktorenbündel aufzunehmen:²⁴ die Aussage bleibt hier im Kern gleich, wird aber im Urtext stärker über den (soziokulturell bestimmten, affärenten) Inhalt der sprachlichen Elemente bzw. das Wiedererkennen eines Textelements geleistet und in der Übersetzung stärker über die Textstruktur wie auch über das Aufmerksamkeits- oder Warnsignal „wie ihr wißt“:²⁵ hier wird ein gemeinsamer Hintergrund evoziert, und der Außenseiter wird zumindest gewarnt, daß für eine Adressatengruppe ein solcher existiert.

4. Sprachgewordene Kultur

Delikater ist die Situation, wenn ein soziokulturelles Gewicht nicht angekündigt wird. Steht dann zudem in der Zielsprache ein Oberflächenäquivalent zur Verfügung, kann kulturelle Information des Ausgangssprachenelements ersatzlos verloren gehen. Noch vertrackter ist die Situation, wenn der Urtext kulturell unbelastet ist, eine geradlinige, direkte Übersetzung aber ungewünschten kulturellen Ballast in sich trägt. So wählt Rolf Dieter Brinkmann, um irgend einen 'friedlichen Mittag' zu schildern, einen Mittwoch: einen 'mittleren', mittelmäßigen, Nicht-Wochenend-Tag, als Zeichen des kleinen alltäglichen Ruhemoments.²⁶ In der französischen Übersetzung und vor dem Hintergrund des französischen Erziehungssystems mit seinem (zumindest bis zum *collège*) schulfreien Mittwoch wird *mercredi*, zumal im Zusammenhang mit „Fahrräder“, „Kinderwagen“, „türkische Familie“, unweigerlich als Ferientag, als der sich einmal pro Woche präsentierende besondere Glückstag erscheinen: die Aussage des Gedichts wäre in ihr Gegenteil verkehrt, wenn Mittwoch nicht – systemlinguistisch falsch, aber funktionell und sprachpsychologisch richtig – durch einen anderen Tag wie den Dienstag etwa übersetzt würde: denn für Leser etwas älterer Generation läge im (vormals unterrichtsfreien) Donnerstag die Ferienstimmung, Freitag räche schon nach Wochenende, und einen dermaßen friedlichen Mittag auf einen Montag zu plazieren käme einem 'Trotz alledem ist das Leben schön' gleich.

Solch wortimmanente Kulturspezifität entgeht leicht der Übersetzung und auch der Wahrnehmung in der Ausgangssprache, denn Kulturgewicht befördern nicht nur anerkanntermaßen unübersetzbare Lexeme einer Sprache oder Bezeichnungen für Phänomene, die an eine bestimmte Kulturgruppe

24 H. J. Vermeer (Anm. 1), S. 38.

25 B. Brecht (Anm. 22), S. 1426.

26 R. D. Brinkmann, „Oh, friedlicher Mittag“, in: ders., *Westwärts 1&2*, Reinbek 1975, S. 24.

oder Gruppenkultur gebunden sind. Nachgerade jedwedes Wort kann dergestalt aufgeladen sein.

Rastier entwickelt in *Sémantique interprétative* ein Modell der lexikalischen Bedeutung.²⁷ Der semantische Gehalt eines Lexems kann aufgefaßt werden als Semem, als Bündel von Semen, die je nach angenommenem Paradigma oder zugrundegelegter Orientierungsgruppe spezifisch oder generisch und, im Hinblick auf ihre Verankerung im Sprachsystem, inhärent oder affärent sein können. Als 'inhärent' werden die semantischen Merkmale betrachtet, die normalerweise im Rahmen der Distinktionen des Sprachsystems obligatorisch realisiert sind. Die 'affärenten' Merkmale entsprechen weitgehend dem, was mit gewisser Geringschätzung gerne als Konnotationen bezeichnet wird. Die andere Benennung soll demgegenüber hervorheben, daß die sogenannten 'Konnotationen' mehr als eine emotive Zu- oder Beigabe sind: auch sie können distinktive Funktion haben (vgl. die Opposition von 'Geld' und 'Moneten', die sich nur im Sprachniveau unterscheiden), und auch sie können einer Kodifikation unterliegen. Affärenzen können spontan und individuell kreiert werden für nur einen präzisen Ko- oder Kontext; sie können für einen Sprecher/Autor mit gewisser Konstanz gültig sein innerhalb eines seiner Texte, im Rahmen seines Gesamtwerks oder in seinem Idiolekt insgesamt; aber Affärenzen können auch Allgemeingut einer Sprachgemeinschaft sein, erwachsen aus den Erinnerungen an bestimmte Sprachbenutzungen im kommunikativen Umgang. Sie sind dann, innerhalb der Sprechergruppe, mit den gleichen Einschränkungen allgemeingültig, mit denen auch 'obligatorische' Merkmale 'allgemeingültig' sind; sie sind nicht Text, sondern Sprache gewordene (Sprech)Kultur. Dieser Prozeß kann einzelne Lexeme betreffen (z. B. *Frau, Dame, Raucher, irreversibel, Spinat*), aber auch größere sprachliche Einheiten. Phraseme etwa: sie sind mehrgliedrig aber festgeprägt; gleichzeitig figuriert und demotiviert.²⁸ Das bloße Wissen um Lexeme und Kombinationsregeln genügt also nicht, um sie zu beherrschen. Das ihnen innewohnende Bild ergibt sich oft aus dem geschichtlich-kulturellen Entstehungszusammenhang (z. B. *discuter de quelque chose entre la poire et le fromage*). Aber auch für den Muttersprachler sind diese Bilder nicht immer mehr einsichtig (z. B. *bei jemandem einen Stein im Brett haben*), so daß ihr Inhalt synchron häufig nicht mehr von Kulturspezifik künden kann. Doch oft unterliegt ihre Verwendung starken Restriktionen, so daß Phraseme relativ präzise situative Vorgaben enthalten und Widerschein von Sprachgewohnheiten sind. Ihre Benutzung an sich wird zum Kulturspezifikum, zum Ausdruck von Gesprächs- und Denkschemata. Je größer und eigenständiger die Makroeinheiten – geflü-

27 F. Rastier, *Sémantique interprétative*, Paris 1987, S. 39ff.

28 G. Gréciano, „Fachphraseologie“, in: *Rand und Band. Abgrenzung und Verknüpfung als Grundtendenzen des Deutschen*, hrsg. von R. Métrich und M. Vuillaume, Tübingen 1996, S. 183.

gelte Worte, Sprichwörter, Konversationsformeln etc. – desto komplettere Angaben zur Gesprächssituation implizieren sie, etwa zu den Wertvorstellungen des Sprechers oder zu seiner Haltung dem Gesprächspartner gegenüber. Sofern sie lexikalisiert sind, bieten sie Gemein-Plätze, auf denen die Sprachteilnehmer individuellerer Denk- und Formulieranstrengungen entzogen sind und sich dem wohligen Kollektivgefühl des Verstandenseins hingeben können. So sind Phraseme auch Seismographen von Denk- und Ausdrucksmoden: moralisierende Sprichwörter beispielsweise sind in Zeitungstexten momentan *out*, remotivierte und variierte Idiome als Beweis von individuellem, geistreichen Umgang mit Sprache *in*.

5. Text- und Übersetzungsbeispiele

Moderne Literatur thematisiert gerne im Text sprachgewordene Sprechkultur. Zwei Beispiele seien zitiert, Jürgen Becker mit „Früher war das alles ganz anders“ und Helmut Heißenbüttel mit „Spielregeln auf höchster Ebene“.²⁹

5.1. Jürgen Becker, „Früher war das alles ganz anders“

Früher war das alles ganz anders

Früher war das alles ganz anders. Die Städte alle waren viel größer und die Dörfer waren noch Dörfer. Früher gab es noch Gerechtigkeit, und wer nicht hören wollte, mußte eben fühlen. Da waren unsere Lehrer noch die Lehrer unserer Eltern. Sonntags zogen wir noch Sonntagsanzüge an. Die Kirche stand noch im Dorf. Die Wacht stand noch am Rhein. Früher wußten wir, daß Gott mit uns ist. Früher kam auch noch Hans Muff. Wen wir fingen, der kam an den Marterpfahl. Die Sommer waren richtige Sommer. Die Ferien sahen immer endlos aus. Die Milch war noch gesund. Früher wußten wir, woran wir uns zu halten hatten. Da wurde noch gewandert. Wer im Wirtshaus saß, der saß auch bald im Klingelpütz. Früher ging man noch zu Fuß. Da schützte man seine Anlagen. Da gabs sowas nicht. Da gab es noch Feinde, bei denen man das Weiße im Auge erblicken konnte. Wohin man auch ging, man traf immer auf Gleichgesinnte. Wer es nicht besser wußte, der hielt auch den Mund, und wem es absolut nicht passen wollte, der konnte ja bleiben, wo der Pfeffer wächst. Früher gab es noch Mohren, Indianer und Chinesen. Früher ging das alles viel einfacher. Da wäre doch sowas nie passiert. Da gab es das alles doch nicht. Früher hörte man noch zu, wenn man von früher erzählte.

An Kindheitsreminiszenzen („Die Ferien sahen immer endlos aus.“), die auch nicht der Grausamkeit entbehren („Wen wir fingen, der kam an den Marterpfahl.“), reiht der Sprecher unverbundene Beobachtungen zu einem vagen Früher. Eine stringente Verteilung von bekannter und unbekannter

²⁹ J. Becker, „Früher war das alles ganz anders“, in: ders., *Ränder*, Frankfurt a. M. 1968, S. 19; H. Heißenbüttel, „Spielregeln auf höchster Ebene“, in: *Kursbuch*, 5, hrsg. von H. M. Enzensberger, Frankfurt a. M. 1966, S. 36-37.

Information sucht man in diesem Text vergebens; und sie darf auch nicht in der Übersetzung insinuiert werden, denn Charakteristikum dieses Sprechers ist es gerade, *pêlemêle* alles Vergangene als das Einfachere, Bessere, Gesündere, Geordnetere etc. zu feiern. Der Text entwickelt sich entlang des Kernworts „früher“ und der Ideale Ordnung, Autorität, Religion, gerechte Strafe, klare Feindschaften. Ähnlich wie der Sprecher sich an seinen Worten berauscht, tastet sich der Text mitunter über Gedankenassoziationen – „Sonntags [...] Sonntagsanzüge [...] Kirche [...] Gott“ – und über phonetische, morphologische, semantische (Teil)Identitäten voran: „Die Kirche *stand noch* im Dorf. Die Wacht *stand noch* am Rhein. [...] Früher *kam* auch noch Hans Muff. Wen wir fingen, der *kam* an den Marterpfahl.“. Die Gegenstände der einzelnen Beobachtungen und ihre Abfolge sind einerlei in diesen sentenzhaft-allgemeinen Feststellungen, die sich von indefiniten und demonstrativen Elementen nähren: „das alles“, „wer“, „Wen wir fingen, der [...]“, „Wer [...], der [...]“, „sowas“, „wohin [...] auch [...]“, „Wer [...], der [...]“, „wem [...], der [...]“, „das alles“, „sowas“, „das [...] alles“. Die vielfache Wiederholung des anaphorischen „da“ in Erstposition trägt in einer Variante zur Glorifizierung des „früher“ bei und spiegelt gleichzeitig den Autozentrismus des Textes.

An offensichtlich kulturspezifischen Elementen enthält der Text die Eigennamen „Hans Muff“ und „Klingelpütz“ – wobei dieser Beiname des Kölner Gefängnisses auch für so manchen deutschsprachigen nichtregionalen Leser eine Schwierigkeit darstellen dürfte – und das Zitat von der „Wacht am Rhein“ aus einem frankophoben Lied des 19. Jahrhunderts. „Wirtshaus“ läßt kulturell geprägte stereotype Vorstellungen erstehen.

Aber auch „Mohren“ beispielsweise ist mit soziokulturell bedingten Affärenzen behaftet: „Mohren“ sind nicht ehemalige Sklaven und *underdogs*, wie Schwarze und Neger es sein können, sondern fremdartige, interessant- andere Wesen, wie es sie unter den Heiligen Drei Königen, im Struwelpeter und mit einem Hauch von Sarotti-Schokolade umgeben gibt – allenfalls noch in einer 'Erwachsenenausgabe' bei Shakespeare. „Anlagen“ sind keine Gärten oder Parks, sondern von einer Stadtverwaltung eingerichtete, gepflegte und beaufsichtigte Grünflächen. Wo die Kirche im Dorf steht oder wo man die Kirche im Dorf läßt, ist nicht ein Individuum für sich ordentlich und vernünftig, sondern pflegt eine Gemeinschaft mit persönlichen, fast familiären Banden den Konsens über ein goldenes Mittelmaß, auf das sie mit Jovialität und Selbstzufriedenheit verweist. „Bleiben, wo der Pfeffer wächst“ ist eine Verwünschung, derb-nachdrücklich, aber nicht drohend, harmlos-bodenständig in ihrer botanischen Lokalisierung.

Ohne eine einzige direkte Anrede bezieht dieser Sprecher über die gute alte Zeit seinen Leser in eine präsupponierte Gemeinschaft ein. Seine Mittel dazu sind sprachlicher Art: der sprechsprachliche Stil; die Demonstrative, die eine gemeinsame Verweissituation vortäuschen; die Modalpartikeln, die

Zustimmung voraussetzen („Da gab es das *doch* alles nicht.“), Möglichkeiten als allgemein bekannt anzeigen („der konnte *ja* bleiben“) oder Konsequenzen als notwendig, selbstverständlich, durchgängig akzeptiert darstellen („der mußte *eben* fühlen“, „der saß *auch* bald im Klingelpütz“, „der hielt *auch* den Mund“).

Dieser Sprecher, der den Verlust hierarchisch-sozialer Prinzipien beklagt, wird nirgends als „Ich“ greifbar: als Kind rechnet er sich einem immerhin noch persönlichen „wir“ zu („unsere Lehrer“, „unsere Eltern“, „wir“, „mit uns“), das sich – von einer vereinzelt, gänzlich unpersönlichen Passivkonstruktion („Da wurde noch gewandert.“) abgesehen – in einem noch konturschwächeren „man“ auflöst. Dieser Sprecher bleibt ohne objektive Identifikation wie Namen oder Beruf; nur bestimmte referentielle Bezüge in seinem Sprechen lassen ihn räumlich-zeitlich einordnen in ein Rheinland nach 1840. Doch diese Lokalisierung bleibt dezent, und der letzte Satz beweist gerade, daß jede Zeit ihr Früher und ihre Vergangenheitsgläubigen hat. Hier geht es also um die Tatsache an sich, daß es eine Gruppen- und Kulturspezifik gibt, die von der Sprache (mit)getragen wird.

Ein ‚Heimatgruppengefühl‘ wird durch die genannten sprachlichen Mittel im Diskurs geschaffen. Die Abtönungspartikeln haben hieran bedeutenden Anteil. Über die Schwierigkeiten ihrer Übersetzung ist bereits viel geschrieben worden. Wo sie in der Übersetzung verloren gehen, kann auch ein Signal für die Spezifität von Kultur oder für ein Spezifikum einer Kultur verloren gehen. Ein *ja*, das allgemeinen Konsens unterstellt,³⁰ oder ein *auch*, das einen Umstand als ‚natürliche‘ Folge darstellt,³¹ simulieren eine Seelen- oder Geistesverwandtschaft zwischen dem Sprecher und seinem Leser – gleichgültig, welcher Sprache oder Kultur er angehört; wenn auch möglicherweise nur zu dem Zweck, daß der Leser sich von der solchermassen manifestierten Kultur distanziert.

Eine Übersetzung, die diesem Text und seinen Absichten gerecht werden will, müßte also formelhaft-phraseologisch, plattitudenhaft formulieren, Kontaktsignale aussenden, vage auf einen historisch-lokalen Kontext verweisen, die Existenz von Feindbildern erkennen lassen. Als Translation in diesem Sinne könnte man zum Beispiel die folgende, von mir angefertigte Version vorschlagen:

Autrefois tout cela était bien différent.

Autrefois tout cela était bien différent. Les villes étaient toutes bien plus grandes et les villages étaient encore des villages. Autrefois il y avait encore une justice et voilà ce qui arrivait quand on n'écoutait pas. Alors nos maîtres étaient encore les maîtres de nos parents. Le dimanche nous mettions encore les costumes du dimanche. On gardait encore le juste milieu. On gardait encore la li-

30 U. Engel, *Deutsche Grammatik*, Heidelberg 1988, S. 235.

31 Ebenda, S. 232.

gne bleue des Vosges. Autrefois nous savions que Dieu était avec nous. Autrefois venait encore le Père Fouettard. Celui qu'on attrapait était mis au poteau de torture. Les étés étaient de vrais étés. Les vacances avaient toujours l'air interminable. Le lait était encore sain. Auparavant on savait à quoi s'en tenir. Alors on faisait encore de la marche. Il n'y avait pas loin du bistro aux Baumettes. Autrefois on marchait encore. Alors on protégeait ses espaces verts. Des choses comme cela n'existaient pas. Alors il y avait encore des ennemis qu'on pouvait regarder dans le blanc des yeux. Où qu'on aille, on rencontrait partout des esprits parentés. Ceux qui n'avaient pas plus d'idées que leur voisin, la fermaient aussi et ceux qui ne voulaient absolument pas se conformer, eh bien, qu'ils aillent au diable. Autrefois, il y avait encore des nègres, des peaux rouges et des Chinois. Autrefois, tout cela était bien plus facile. Mais enfin, jamais de la vie des choses comme cela ne seraient arrivées. Alors, enfin, tout cela n'existait pas. Autrefois, on écoutait encore quand on parlait d'autrefois.

Auch die Übersetzung entwickelt sich zum Teil in der Verfolgung von Isotopieketten: *Sonntagsanzüge – Kirche – Gott* findet ein Echo in *maitre – milieu – ligne – savoir*. Der regelmäßige Rhythmus und die Parallelität, die Satzhaftigkeit des „Wer im Wirtshaus saß, der saß auch bald im Klingelpütz.“ hallen wider in der Alliteration und in den Anapäst von „du bistro aux Baumettes“, im vorgefertigten Charakter von „il n'y avait pas loin de [...] à [...]“. „Hans Muff“ verliert wohl seine *couleur locale*, doch in „Baumettes“ wird die lokale Festlegung des „Klingelpütz“ vom Rheinland nach Marseille verlegt. Die affektgeladenen Affärenzen in „Mohr“ können ausgeglichen werden durch „peaux rouges“ für „Indianer“. Die Modalpartikeln schließlich werden notdürftig durch ein Ungeduld manifestierendes „enfin“ oder ein resigniert-folgerndes und Zustimmung heischendes „eh bien“ wiedergegeben. Aus der „Wacht am Rhein“ ist die blaue Linie der Vogesen geworden – die Freund-Feind-Verteilung ist 'verkehrt' und gerade deshalb richtig: es gilt Traditionalismus, Kampfdenken und ein Feindbild der eigenen Bezugsgruppe zum Ausdruck zu bringen.

5.2. Helmut Heißenbüttel, „Spielregeln auf höchster Ebene“

In „Früher war das alles ganz anders“ sind (einige) Erkennungspunkte einer speziellen kulturellen Gruppe ausfindig zu machen. Das folgende Gedicht von Heißenbüttel scheint auf den ersten Blick aller kultureller Bezogenheiten zu entbehren. Und dennoch ist es, eminent soziologisch, die Kritik an einem sozialen System mit seinen Regeln und einer Hierarchie:

Spielregeln auf höchster Ebene

was tut man mit Überlegungen: man stellt sie an
 was tut man mit Feststellungen: man trifft sie
 was tut man mit Entschlüssen: man faßt sie
 was tut man mit Abmachungen: man trifft sie
 was tut man mit Verpflichtungen: man geht sie ein

was tut man mit Risiken: man geht sie auch ein
 was tut man mit Fragen: man wirft sie auf
 was tut man mit Problemen: man packt sie an
 was tut man mit Antworten: man sucht und gibt sie
 was tut man mit Lösungen: man sucht und findet sie
 was tut man mit Widersprüchen: man löst sie auf
 was tut man mit Rückschlägen: man begegnet ihnen
 was tut man mit Fehlschlägen: man nimmt sie in Kauf

also: Überlegungen anstellen

also: Feststellungen treffen

also: Entschlüsse fassen

also: Abmachungen treffen

also: Verpflichtungen eingehen und einlösen

also: auch Risiken eingehn

also: Fragen aufwerfen und stellen

also: Probleme anpacken

also: Antworten suchen und geben

also: Lösungen suchen und finden

also: Widersprüche auflösen

also: Rückschlägen rechtzeitig begegnen

also: Fehlschläge in Kauf nehmen

also: Überlegungen anstellen und in den Wind schlagen

also: Feststellungen treffen und in den Wind schlagen

also: Entschlüsse fassen und vermeiden

also: Abmachungen treffen und sich nicht daran halten

also: Verpflichtungen eingehn und nicht einlösen

also: Risiken eingehn und umgehn

also: keine Fragen stellen und sich unwissend

also: Probleme nicht anpacken und sie bagatellisieren

also: Antworten suchen und nicht finden und ablehnen

also: Lösungen für unmöglich erklären

also: Widersprüche ignorieren

also: Rückschläge für unmöglich halten

also: Fehlschläge nicht einkalkulieren

was tut man mit Überlegungen: man schlägt sie in den Wind

was tut man mit Feststellungen: man treibt Schindluder damit

was tut man mit Entschlüssen: man verschiebt sie auf morgen

was tut man mit Abmachungen: man hält sich nicht daran

was tut man mit Verpflichtungen: man geht sie garnicht erst ein

was tut man mit Risiken: man flieht sie

was tut man mit Fragen: man stellt sie erst garnicht

was tut man mit Problemen: man geht ihnen aus dem Weg

was tut man mit Antworten: man weiß keine

was tut man mit Lösungen: man weiß keine

was tut man mit Widersprüchen: man verschweigt sie

was tut man mit Rückschlägen: man erkennt sie nicht
 was tut man mit Fehlschlägen: man übergeht sie mit Stillschweigen

In vier parallelen Teilen wird das Abgleiten vom Ideal zur Wirklichkeit dargestellt: von (vielleicht ungeschriebenen) Verhaltensgesetzen zur Formulierung guter Vorsätze, die in der Tat nur halb oder gar nicht realisiert oder unterlaufen und schließlich in der allgemeinen Praxis systematisch in ihr Gegenteil verkehrt werden.

Die soziokulturelle Dimension der Aussage erwächst hier aus dem Gebrauch des Pronomens *man* und aus dem phraseologischen Charakter der Verbalphrasen.

Die besonderen Qualitäten des 'indefinitesten aller Indefinitpronomen' hat G. R. Marschall beschrieben. Es bezeichnet „1 bis n nicht individualisierte und nicht isolierte Elemente aus einer virtuellen Menge von menschlichen Lebewesen“.³² Diese können sowohl die ganze Menschheit umfassen als auch, je nach Ko(n)text, diverse Untergruppen darstellen, die „durch eine Denkleistung des Rezipienten innerhalb einer Gesamtmenge fixiert werden müssen“.³³ Der Sprecher oder Autor, der Hörer oder Gesprächspartner können in diese Gruppe einbezogen sein; *man* kann sogar für *ich* oder *wir*, *du*, *ihr* oder *Sie* stehen, die so von der anonymen Gruppe aufgesogen werden. Nur 'intuitiv', unter dem Druck des jeweiligen, insbesondere verbalen Kontextes, ist dieses *man* inhaltlich zu füllen, denn es handelt sich nicht um eine Pro-Form, die durch Koreferenz und Anaphorik spezifiziert würde.

„Was tut man mit...:“ ist eine rhetorisch-künstliche Frage, wie der Doppelpunkt an Stelle des Fragezeichens beweist. In schulmeisterlicher Manier wird das Verhaltens'muster' einer gewissen Gruppe oder Schicht abgefragt. Um welche Schicht es sich handelt, präzisiert, nach der Festlegung auf die 'höchste Ebene', der Verhaltenskodex selbst: es ist der Club der nichtdichterischen Denker und Kalkulatoren, der Kommunikatoren und Entscheidungsträger. Die selbstgegebenen oder (freiwillig?) akzeptierten Regeln des „Spiels“ – im Sinne von Verstellung, Machtausübung, Wettkampf, (z. B. gestische) (Selbst)Darstellung etc.? – werden eifrig-prompt und folgerichtig („also“) in rezeptartige Handlungsanweisungen (im Infinitiv) umgesetzt. Doch die hohen Ansprüche nehmen an den Fehlschlägen Schaden: die Infinitive der Tat machen zunehmend denen der Tatenlosigkeit oder der Untat Platz. An der Oberfläche handelt es sich nach wie vor um Infinitive, doch kommt deren Wert immer weniger einem Imperativ oder einem Konjunktiv gleich: die Vorgehensanleitung erinnert zunehmend an Einflüsterungen der Mutlosigkeit, an in Stichworten formulierte Fluchtmöglichkeiten, schließ-

32 G. R. Marschall, „Was bezeichnet *man*? Das indefiniteste 'Indefinitpronomen' und seine Verwandten“, in: *Pro-Formen des Deutschen*, hrsg. von M.-H. Pérennec, Tübingen 1996, S. 96.

33 Ebenda, S. 94.

lich an ein Protokoll der Fehlleistungen, die (auch) als nicht willentliche Handlungsweisen interpretiert werden können: „Widersprüche ignorieren“, „Rückschläge für unmöglich halten“; „Fehlschläge nicht einkalkulieren“. Nach diesen Präludien und in Verbindung mit dem indefinitesten aller Pronomina kann das 'finite' Verb im zeitlosesten aller Tempora, dem Präsens, nicht weniger als eine zeitüberdauernde Feststellung ausdrücken: nach hehren Vorgaben und bewegtem Lernprozeß eine ernüchterte Leistungsbilanz. Den Werten entsprechend, die die jeweiligen Verben beinhalten, bezeichnet das anfängliche *man* die selekte Gruppe der Progressisten, der Pioniere und Vorprescher; am Ende resümiert es die anonyme Masse der Mittelmäßigen. Daß beide identisch sind, legen die konsekutiven Verbindungen nahe. Es charakterisiert sie ihr Wollen und Handeln, der Widerspruch zwischen beidem und ihre Sprache.

In der ersten Hälfte dominieren die Funktionsverbgefüge. Betont formell durch ihren starken nominalen Anteil, zeichnen sie sich dem entsprechenden 'einfachen' Verb gegenüber durch eine gewisse Präzision, aber auch eine höhere Abstraktheit aus: Überlegungen, Feststellungen, Entschlüsse etc. verselbständigen sich. In diesen Formeln, die ihre Ergänzung schon in sich tragen, ist es nicht mehr nötig, zu sagen, was überlegt, festgestellt, beschlossen wird. Regelkonformität und Konformismus spiegeln sich sprachlich in der Aneinanderreihung von 'normalisierten' Gefügen und Kollokationen, auf einem geboten hohen Stilniveau: 'Managerjargon', um den Aktivismus des Verbalismus zu portraituren.

Der soziale Abstieg manifestiert sich auch im Ableiten des Registers ins Familiäre. Das neue Verhalten ist ebenfalls ein Gruppen- oder Massenphänomen, wie das umgewertete *man* und der erneute Rückgriff auf Sprachfertigteile, jetzt umgangssprachliche Idiome und ein Sprichwort, bestätigen. Ob der Leser sich in *man* einbezieht oder nicht, wird an seiner Selbsteinschätzung und an der Bewertung der vorgeführten Verhaltensweisen liegen.

Nun erlaubt das französische *on* zwar die ganze Interpretationsskala des deutschen *man*, ersetzt aber umgangssprachlich-dialogal fast durchgängig *nous*. Was bleibt, um die vorschnelle Identifikation nur mit der eigenen Bezugsgruppe zu vermeiden und den Idealitätsanspruch zu wahren? Die reflexive Konstruktion wäre nicht systematisch ohne Bedeutungsverschiebung möglich, wenn gleichzeitig die Parallelität des Ausdrucks erhalten bleiben soll (vgl. *Qu'est-ce qui se fait avec des questions? elles ne se posent même pas*). *On* ist also zunächst zu kombinieren mit einem deutlich als nicht umgangssprachlich und nicht dialogal markierten Register, das möglichst typische Elemente des Diskurses einer Führungselite enthält. Im letzten Teil ist Familiarität in Maßen wiederum zugelassen: die kulturspezifischen Idiom-bilder sind nicht zu retten, doch ihre Heftigkeit ist wiederherstellbar, und das Sprichwort kennt *par chance* seinesgleichen. Keinesfalls sollte aber die Negationspartikel *ne* getilt werden, weil dies weiterhin zur Gleichung

on=nous beitrüge. Um den veränderten Ton und die veränderte Füllung des *man* wiederzugeben, nimmt meine Übersetzung sogar eine Minderung der Parallelität in Kauf und verwendet in den Fragen der Eröffnungssequenz die eher hochsprachliche Inversion und in den Fragen der entsprechenden Schlußpassage die sprechsprachliche '*est-ce que*' – Umschreibung. Die Kulturspezifik liegt in diesem Text in der Persiflage eines linguistischen Usus und kann durch das Spiel mit dem entsprechenden zielsprachlichen Usus übertragen werden.

Règles du jeu au plus haut niveau

- que fait-on avec des réflexions: on les mûrit
 - que fait-on avec des constatations: on les formule
 - que fait-on avec des décisions: on les prend
 - que fait-on avec des accords: on les conclut
 - que fait-on avec des obligations: on les accepte
 - que fait-on avec des risques: on les assume
 - que fait-on avec des questions: on les soulève
 - que fait-on avec des problèmes: on les soulève aussi
 - que fait-on avec des réponses: on les cherche et on les donne
 - que fait-on avec des solutions: on les cherche et on les trouve
 - que fait-on avec des contradictions: on les résout
 - que fait-on avec des revers: on les affronte
 - que fait-on avec des échecs: on les assume
-
- donc: mûrir des réflexions
 - donc: formuler des constatations
 - donc: prendre des décisions
 - donc: conclure des accords
 - donc: accepter des obligations
 - donc: assumer des risques
 - donc: soulever et poser des questions
 - donc: soulever aussi des problèmes
 - donc: chercher et donner des réponses
 - donc: résoudre des contradictions
 - donc: affronter des revers avec sérénité
 - donc: assumer des échecs
-
- donc: mûrir des réflexions et s'en moquer
 - donc: formuler des constatations et s'en moquer
 - donc: prendre des décisions et les éviter
 - donc: conclure des accords et ne pas les respecter
 - donc: accepter des obligations et ne pas les respecter
 - donc: assumer des risques et les éviter
 - donc: ne pas poser de questions et soi-même ignorant
 - donc: ne pas soulever de problèmes et les minimiser
 - donc: chercher des réponses et ne pas les trouver et les refuser
 - donc: déclarer des solutions impossibles

donc: fermer les yeux sur des contradictions

donc: croire des revers impossibles

donc: ne pas compter avec des échecs

qu'est-ce qu'on fait avec des réflexions: on s'en moque

qu'est-ce qu'on fait avec des constatations: on les traîne dans la boue

qu'est-ce qu'on fait avec des décisions: on les remet au lendemain

qu'est-ce qu'on fait avec des accords: on ne s'y tient pas

qu'est-ce qu'on fait avec des obligations: on ne les accepte même pas

qu'est-ce qu'on fait avec des risques: on les fuit

qu'est-ce qu'on fait avec des questions: on ne les pose même pas

qu'est-ce qu'on fait avec des problèmes: on passe à côté

qu'est-ce qu'on fait avec des réponses: on n'en connaît pas

qu'est-ce qu'on fait avec des solutions: on n'en connaît pas

qu'est-ce qu'on fait avec des contradictions: on les tait

qu'est-ce qu'on fait avec des revers: on ne les reconnaît pas

qu'est-ce qu'on fait avec des échecs: on les passe sous silence

Das ist eine akzeptable Übersetzung – sofern ihr Leser nicht nur das Französische, genauer gesagt: diesen spezifischen Subcode aktiv und/oder passiv beherrscht, sondern auch die skizzierten Werte und die Skepsis ihrer Überbewertung und ihrer Umwertung gegenüber teilt. Ansonsten muß die (fakultative) Identifikation mit *man/on* mißlingen, müssen vor allem die Ironie dieser Persiflage und die Tropismen verloren gehen, die unter der Ausgangssprachlichen wie der Zielsprachlichen Oberfläche gleichermaßen versteckt liegen. Für die Übersetzung dieses Gedichts ohne konkrete historisch-lokale Verankerung ist also die Aufnahmekultur, nicht die Zielsprache das alles entscheidende Parameter: Die Ausgangssituation des Zieltextrezipienten hat um so größere Bedeutung, je aktiver die Rolle ist, die der Autor seinem impliziten Leser zudenkt.

6. Übersetzen und gelegentliches Versetzen

Alle Klüfte zwischen Sprachen und Kulturen lassen sich nicht überbrücken. Doch sei zum Trost daran erinnert, daß auch ein gemeinsames Sprachsystem nicht notwendigerweise ein Garant für gelungene Kommunikation ist. Mitunter muß der aufrechte Translator beim Übersetzen versetzen, um nicht, was ungleich schlimmer wäre, das Original zu verraten. Eines ist gewiß: der Schriftsteller, Autor, Dichter gar, der an sich und seine Botschaft glaubt, schreibt nicht nur für sein *hic et nunc*. Zwar steht ihm im Schreiben seine unmittelbar gegenwärtige potentielle Leserschaft vor Augen, doch er schreibt auch für Nach- und Nachbarwelten, und Teile dieses Publikums sind und bleiben nur über die Übersetzung zu erreichen.